

沖ノ島

Nicolas Eyer

Die Götterinsel

Als sie aufblickt, liegt die Insel vor ihr, zum Greifen nahe, ein unförmiger schwarzer Fleck auf dem Samt des Nachthimmels. Das Boot hebt und senkt sich mit jeder Welle, die sie den Felsen näher bringt. Alle paar Sekunden dringt gleissendes Licht zu ihr herüber. Es ist so hell, dass sie befürchtet, jemand könnte sie entdecken bei ihrem Versuch, zu der Insel zu gelangen, von wo die Lichtblitze kommen.

Sie fühlt sich magisch angezogen von diesen Signalen, als gälten sie ihr und nicht den Fischerbooten, die jede Nacht hier draussen kreuzen. Nur heute nicht, denn bis vor kurzem war es zu stürmisch. Ihr ist kalt. Sie duckt sich unter die Persenning, mit der das Boot zugedeckt war, und blickt zwischen dem Plastik und dem Holz des Boots hinüber zum Leuchtturm. Sie lässt ihn nicht aus den Augen, horcht auf das beruhigende Geräusch des Aussenbordmotors, das immer wieder im Rauschen der Wellen untergeht. Was sie vorhat, ist gefährlich, verboten, und das weiss sie auch. Dennoch muss sie es tun, muss sie um jeden Preis wissen, was es mit der Insel auf sich hat, die sie nicht betreten darf. Sie kann nicht anders, seit sie diesen Fisch gesehen und von seinem Fleisch gekostet hat.

Angefangen hat alles vor ein paar Stunden mit ihrer Ankunft in dem kleinen Fischerdorf. Und doch kommt es ihr jetzt so vor, als ob das alles Tage zurückliegt, die Erzählung der Herbergswirtin, der fremdartige Fisch, den sie ihr serviert hat. Sie starrt hinüber zur Insel, auf das blinkende Licht dort, sie erinnert sich.

Der Bus kommt mit einem Ruck zum Stillstand. Die Türen öffnen sich zischend. Sie steigt aus, schultert ihren Rucksack, blickt um sich. Sie sieht nur hohes Gras, den rissigen Asphalt der Landstrasse und einen schmalen Feldweg, der zum Dorf führt. Seit Wochen ist sie unterwegs, immer entlang der Küste, um Wasserproben für ihre Forschungsarbeit zu nehmen. Nach dem Reaktorunglück vor einigen Jahren muss sie immer wieder überprüfen, wie belastet die Küstengewässer sind. Auch hier im Dorf soll sie Proben sammeln. Sie ist zum ersten Mal hier. Als unter ihr die Dächer auftauchen, ist sie erstaunt, wie klein der Ort ist. Kaum zwanzig Häuser stehen dicht um das kleine Hafenbecken gedrängt. Das Meeresrauschen dringt bis zu ihr hoch, weit draussen ziehen schwere Wolken auf, während sie den Abhang hinabsteigt. Am Horizont schwebt ein Schatten, den sie

sich zunächst nicht erklären kann. Dass es sich dabei um eine Insel handeln muss, dämmert ihr erst, als sie schon die ersten Häuser erreicht hat.

Die einzige Herberge im Dorf steht auf der anderen Seite des Hafens, auf einem kleinen Hügel. Eine alte Frau öffnet ihr die Tür, ihr Gesicht ist von der Salzlucht gegerbt und voller Falten. Die Wirtin führt sie in ihr Zimmer. Der Raum ist klein. In einer Ecke neben dem Fenster steht eine Vase mit Trockenblumen auf dem niedrigen Regal, darüber hängt ein verblasstes Gemälde, das zwei Fische zeigt. Die alte Frau öffnet das Fenster. «Hier, schauen Sie. Das ist unser schönstes Zimmer. Einen besseren Blick aufs Meer haben Sie nirgends. Und die frische Seeluft bläst alle Sorgen weg.»

Die Forscherin nickt. Wieder sieht sie weit draussen schemenhaft die Insel. «Was ist das da am Horizont?», fragt sie. Die Wirtin lacht. «Das? Wir nennen sie nur die Götterinsel. Ihren wahren Namen haben wir schon längst vergessen, er steht auf keiner Karte. Von uns geht keiner dorthin, ausser einmal im Jahr die Männer des Dorfes, und auch die nur an einem bestimmten Tag. Für Frauen und Fremde ist die Insel tabu. Selbst die Fischer fahren nur bis auf ein paar hundert Meter an sie heran.

Eine alte Legende erzählt, die Göttin des Meeresnebels wohne dort.»

«Die Göttin des Meeresnebels?» Nun muss auch die Forscherin lachen. «Und an so etwas glauben die Leute hier?» Die Alte neigt den Kopf zur Seite und blickt sie aus zusammengekniffenen Augen an. «Wir leben hier seit Jahrhunderten vom Fischfang, früher auch vom Handel mit den Ländern jenseits des Meeres. Da schadet ein bisschen göttlicher Beistand kaum, nicht wahr?» Gerade will sich die Forscherin entschuldigen, als die Wirtin sagt: «Das Abendessen wird um sieben serviert.»

Nachdenklich läuft die junge Frau hinunter zum Hafen. In den Ästen der Kiefern, die ihren Weg säumen, rauscht der Wind. Der Himmel ist bleigrau, das Wasser ebenfalls, nur dunkler. Auf den hohen Wellen glitzern Schaumkronen, ab und an spritzt ihr die Gischt ins Gesicht. Sie geht hinaus auf die Mole, kniet sich hin, hält ein Probenröhrchen ins Wasser. «Passen Sie auf, dass Sie nicht hineinfallen», hört sie eine Stimme hinter sich sagen. Sie dreht sich um. Vor ihr steht ein Mann in gelbem Ölzeug, sein Gesicht ist zerfurcht wie das der Wirtin, seine Hände sind rissig. «Fahren Sie heute hinaus?», fragt sie den Fischer. «Niemals. Der Wind soll noch an

Stärke zulegen. Es ist zu gefährlich.» – «Aber Sie werden doch beschützt.» Sie deutet hinaus zur Insel, die kaum noch zu sehen ist, ein dunkler Fleck im Zwielflicht. «Das mag sein. Aber wir wissen auch, wann wir das Schicksal nicht herausfordern dürfen. Dort draussen hat es überall Felsriffe. Einmal nicht aufgepasst, ein starker Windstoss, eine hohe Welle, und schon kann es zu spät sein. Und dann ist da der Nebel, der einen vom richtigen Kurs abbringen kann.»

Sie bleibt allein zurück, die Wasserprobe in ihrer klammen Hand. Neben ihr schaukelt zugedeckt ein kleines Boot auf den Wellen, die gegen die Mole schlagen. Sie horcht auf das regelmässige Geräusch, das entsteht, wenn es gegen den Beton gedrückt wird, ein Schaben von Holz und Plastik auf dem harten Material. Wieder blickt sie hinüber zur Götterinsel, wo jetzt, mit Anbruch der Abenddämmerung, ein Leuchtfeuer im Rhythmus der Wellen aufblinkt.

Als sie wieder in der Herberge ist, packt sie ihr Notebook aus. Sie sucht im Internet nach Bildern der Insel, findet aber stets bloss dasselbe Motiv in vielfacher Abwandlung: die Silhouette der Insel aus grosser Entfernung, einmal vor dunstigem Himmel, dann vor unter-

gehender Sonne, schliesslich in unruhiger See, umkreist von Vögeln. Ihre Neugier wird grösser, sie ertappt sich bei dem Gedanken, wie es wäre, selbst einer dieser Vögel zu sein und sich der Insel ungehindert nähern zu können. Immerhin steht da im Internet etwas zur Geschichte der Insel, darüber, dass Handelsreisende dort früher Bitt- und Dankrituale abhielten. Sie blickt zum Fenster hinaus, wo der Leuchtturm seinen Lichtkegel nun in die dunkle Ozeannacht hinausschickt.

Es klopft an der Tür. Die Wirtin bringt ihr das Abendessen auf einem Tablett ins Zimmer, stellt es auf dem Tisch ab, verschwindet wieder. Die Forscherin schaut in die Schüsseln mit Reis und Gemüse. Auf einem Teller liegt ein gebratener Fisch, den sie noch nie gesehen hat. Es fällt ihr schwer, ihn zuzuordnen; er sieht aus wie ein Tiefseefisch, doch das kann nicht sein – wie soll man solche Fische fangen können, noch dazu im seichten Wasser gleich vor der Küste? Und kann man so etwas überhaupt essen? Sie greift zu ihrem Telefon, fotografiert das seltsame Wesen, macht sich dann ans Zerlegen. Das Fleisch unter der schrumpeligen Haut ist erstaunlich hell, fast weiss, es löst sich bei der ersten Berührung von den Gräten. Sie kostet davon, vorsichtig, skeptisch. Es schmeckt gut, vielleicht etwas schlammig zwar, aber

auch nussig, beinahe buttrig. Bald ist ausser dem unförmigen Kopf, dem Schwanz und einigen Gräten nichts mehr von dem Fisch übrig.

Als die Wirtin wieder eintritt, um das Tablett abzuräumen, fragt die Forscherin sie nach dem Fisch. «Wir kennen ihn als den Leuchtfisch, aber es gibt sicherlich einen korrekten Namen dafür. Unsere Fischer fangen ihn draussen vor der Insel. Sie sagen, die Göttin locke ihn schwarmweise aus der Tiefe empor. Jenseits der Insel senkt sich der Meeresboden ab. Aus irgendeinem Grund steigen die Fische nachts an die Oberfläche; sie sind leicht zu finden, denn sie leuchten im Dunkeln. Irgendwann vor Jahrzehnten hat ein Fischer aus dem Dorf ein paar von ihnen gefangen und herausgefunden, dass sie ganz gut schmecken. Aber ausser uns hier will niemand etwas von diesem Fisch wissen. Wahrscheinlich, weil er nicht besonders ansehnlich ist.»

Spätestens jetzt wird der jungen Frau klar, dass sie so nahe wie möglich an die Insel herankommen muss, koste es, was es wolle. Sie muss diese Leuchtfische mit eigenen Augen sehen – nicht gebraten auf ihrem Teller, sondern als lebendige Exemplare, wie sie dicht unter dem Wasserspiegel schwimmen, als wäre hier ihr an-

gestammter Lebensraum und nicht in den Tiefen des Ozeans. Vielleicht gelingt ihr das, wovon jede Biologin träumt, und sie entdeckt eine gänzlich neue Art. Plötzlich müsste sie nicht mehr von Ort zu Ort fahren, Wasserproben sammeln und im Labor untersuchen. Kein Tabu wird sie aufhalten und auch keine Göttin. Sie glaubt nur an die Wissenschaft.

Sie sitzt am Fenster, ihr Blick ist auf den fernen Lichtpunkt dort draussen gerichtet, der immer wieder kurz aufblinkt. Sie denkt fieberhaft nach. Morgen muss sie weiterreisen, früh schon, sie müsste also noch in dieser Nacht zur Insel fahren. Doch der Wind rüttelt an den hölzernen Läden des alten Hauses, treibt hohe Wellen gegen die Mole. Sie erinnert sich an die Worte des alten Mannes vorhin am Hafen. Heute wird kein Fischer aufs Meer fahren. Und selbst wenn – es liesse sich wohl kaum ein Boot finden, auf dem man sie mitnähme, so nah an die Insel heran, sie, eine Fremde, eine Frau. Sie schüttelt den Kopf. Eine Insel, die einer weiblichen Gottheit geweiht ist. Und sie, die als Frau diese Insel nicht betreten darf. Wieder kommt ihr das Ganze lächerlich vor.

Da durchzuckt es sie: Was, wenn es ihr gelingt, ein Boot zu stehlen? Sie erinnert sich an dasjenige, das sie unten

im Hafen gesehen hat. Ein kleines Boot mit einem Aussenbordmotor, wie geschaffen für eine Person, für einen nächtlichen Ausflug. Das Wasser ist seicht, doch das hölzerne Boot wird sie sicher über jedes Riff hinweg tragen. Vielleicht lässt der Wind im Verlauf des Abends nach. Der Einfall ist so verrückt, dass er ihr selbst Angst macht. Und doch: Sie könnte es versuchen.

Aber noch wartet sie zu. Sie horcht auf das Rauschen der Wellen, auf die Windböen, die in regelmässigen Abständen kommen und gehen. Sie hofft, dass der Wolken Schleier aufreißt, der jetzt über dem Meer und der Insel hängt, dass sich irgendwann der fast volle Mond zeigen wird. Und sie spricht sich selber Mut zu für ihr Vorhaben. Sie erinnert sich, wie sie als Kind immer mit ihrem Vater aufs Meer hinausgefahren ist, in einem Boot, das dem unten im Hafen zum Verwechseln ähnlich sah. Wie sie während ihres Studiums in der Rudermannschaft ihrer Universität mitgemacht hat. Sie weiss, wie man ein Boot steuert, den Aussenbordmotor bedient. Das hier ist nicht anders, abgesehen vom stärkeren Seegang und der Dunkelheit.

Lange hat sie so am Fenster gegessen. Wie lange, weiss sie nicht. Doch der Wind hat etwas abgenommen, die See ist ruhiger geworden. Im Haus ist alles still, es scheint, als ob alle zu Bett gegangen sind. Nur dann und wann knackt es im Gebälk, klappert noch leise ein Fensterladen. Sie zieht ihre Schuhe an, eine warme Jacke, sucht im Rucksack nach ihrer Taschenlampe, steckt die Kamera ein. Dann schleicht sie sich auf Zehenspitzen hinaus.

Das Boot liegt immer noch da, gut vertäut und zugedeckt. Schnell macht sie die Leinen los, stösst sich mit dem Ruder von der Kaimauer ab. Das Boot gleitet aus dem Hafenbecken. Das Geräusch der Wellen verdeckt das der Ruder, die das schwarze Wasser zerteilen. Als sie weit genug draussen ist, startet die Forscherin den Motor. Sofort nimmt das Boot Fahrt auf, schneidet durch das Meer. Die Insel kommt langsam näher, und jetzt lichten sich auch tatsächlich die Wolken, der Mond erscheint, er steht direkt über dem Leuchtturm, zwei Lichtsignale, die sie anlocken, unwiderstehlich. Sie fliegt übers Wasser, das nun silbern glänzt, dem Reich der Göttin entgegen, an die sie nicht glaubt.

Doch die Fahrt dauert länger als gedacht. Hier draussen auf dem Meer sind die Entfernungen trügerisch. Sie

erinnert sich, dass ihr Vater diesen Satz immer gesagt hat. Jetzt erlebt sie am eigenen Leib, wie wahr er ist. Sie blickt zurück zur Küste, wo die Lichter des Fischerdorfs flimmern, ganz weit entfernt. Hätte sie das Licht in ihrem Zimmer brennen lassen, so könnte sie jetzt vielleicht auf der Anhöhe das erleuchtete Fenster ausmachen, dann hätte sie einen Fixpunkt, einen Rettungsanker an Land. Eine unsichtbare Leitschnur von dort zum Leuchtturm auf der Götterinsel, an der sie sich entlanghangeln könnte, allein auf dem Meer.

Sie ist so tief in Gedanken versunken, dass sie zunächst nicht merkt, dass der Wind weiter nachgelassen hat und mit ihm der Seegang. Doch als sie wieder nach vorne blickt, liegt die Insel erschreckend nahe vor ihr. Sie muss schon die Grenze des heiligen Bezirks überquert haben. Ein Gefühl des Triumphs regt sich in ihr. Die Insel der Göttin, unbetretbar, verbotenes Gebiet. Und sie nähert sich ihr unaufhaltsam. Wenn sie will, kann sie sogar an Land gehen, allem Aberglauben zum Trotz. Ja, Aberglaube ist es, der die Dorfbewohner diese Insel meiden lässt, nichts sonst.

Aber sie will die Insel gar nicht betreten. Sie will die Leuchtfische sehen, die in Nächten wie dieser aus den

tiefsten Gräben des Ozeans nach oben steigen, aus einem Grund, der ihr noch verborgen ist. Sie will ihr Leuchten mit eigenen Augen sehen, herausfinden, was sie an die Oberfläche treibt. Dazu muss sie die Insel umrunden. Sie steuert das Boot nach links, an der felsigen Küste vorbei und hinaus aufs offene Meer. Als sie die Rückseite der Götterinsel erreicht hat, drosselt sie den Motor, stellt ihn schliesslich ganz ab. Sie will die Fische nicht aufscheuchen.

Das Boot schaukelt auf den Wellen. Die Nachtluft ist eisig, sie schneidet ihr ins Gesicht, obwohl es hier draussen nun fast windstill ist. Die Forscherin regt sich nicht. Sie sitzt da, die Persenning halb über den Kopf gezogen, starrt aufs Wasser, wartet. Die Zeit spielt keine Rolle mehr. Wenn es sein muss, wird sie bis zum Morgen grauen ausharren.



Zunächst sieht sie die Lichtpunkte nicht. Zwar scheint es ihr, als ob das Wasser rings um das Boot nach und nach heller wird, doch sie erblickt die ersten Leuchtfische erst, als diese dicht an ihr vorbeischwimmen. Es müssen hunderte sein, die plötzlich aus der Tiefe auftau-

chen und sich unter dem Kiel sammeln. Sie greift nach ihrer Kamera. Trotz der Kälte, die ihr unter die Haut und in die Knochen kriecht, kann sie den Blick nicht von dem Schauspiel abwenden, das sich ihr bietet. Sie hat nur Augen für das leuchtende Meer, das seine Farbe mit jeder Welle wechselt, für das unablässige Kreisen der Fische um sie. Sie merkt nicht, dass Nebel aufzieht und das Boot in seinem kleinen Lichtkreis umhüllt, sie spürt die Strömung nicht, in die sie hineingeraten ist und die sie immer schneller aufs offene Meer treibt. Sie ist wie hypnotisiert. Und auch als es schliesslich totenstill um sie herum wird, gibt es für sie nur den Reigen der Leuchtfische, ihr Kreisen, das Pulsieren ihrer Lichter, die allmählich im Nebel verschwimmen.